

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 48 (1977)
Heft: 10

Artikel: Pestalozzis Vision des Heiligtums der Wohnstube und die heutige Heimerziehung
Autor: Bachmann-Hasler, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozzis Vision des Heiligtums der Wohnstube und die heutige Heimerziehung

Vor zehn Jahren verlegte die damals 100jährige Zürcher Pestalozzistiftung ihr Heim von Schlieren nach Knonau. Aus Anlass des Doppeljubiläums von Trägerschaft und Heim gab es im Frühsommer dieses Jahres in der anmutigen Gegend des Knonauer Amtes ein stilvolles Heimfest (vergl. Fachblatt 7/77), bei welcher Gelegenheit Dr. Werner Bachmann, Mitglied der Heimkommission, über «Pestalozzis Vision des Heiligtums der Wohnstube und die heutige Heimerziehung» sprach. Mit freundlicher Einwilligung des Referenten legen wir hier den bereinigten Text des Vortrages vor. Die Zwischentitel wurden auf Ersuchen der Redaktion nachträglich vom Verfasser eingefügt.

I

«Das Heiligtum der Wohnstube»: der Ausdruck stammt von Pestalozzi selbst. In «Lienhard und Gertrud» hat er dieses Heiligtum vor uns aufgerichtet, in seinen theoretischen Schriften hat er es gedeutet und ausgeleuchtet, dem Begriff kommt noch im Alterswerk «An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes» von 1815 eine zentrale Bedeutung zu.

Die Aura des Göttlich-Numinosen

Wenn Pestalozzi die Wohnstube als «heilig» qualifiziert, wenn er sie als «Haushimmel» bezeichnet und sie ihm in Analogie zur «Krippe, in der der arme Heiland lag», als die Krippe erschien, «in der uns das Göttliche, das Heilige, das in der Menschheit sich entfaltet, keimen, aufwachsen und zur Reifung gedeihen soll», wenn er «die Mutter in Rücksicht auf ihre eigentliche Bestimmung für die wahre Repräsentantin Gottes» hält, dann bezeugt er damit, dass die Wohnstube für ihn mit der Aura des Göttlich-Numinosen umgeben ist, dass er in ihr ein Allerheiligstes verehrt, das seine tiefsten religiösen Empfindungen wachruft und zu dem sein innerstes gläubiges Sehnen und Hoffen hinstrebt.

Es leuchtet ein, dass eine solche Sicht nicht das Resultat empirischer Beobachtungen und Untersuchungen sein kann. Pestalozzi orientiert sich nicht an einem soziologischen Entwurf der Familie; es ist vielmehr ein urtümliches Ergriffensein von einem Unbedingten, jenem Numinosen, wie es Rudolf Otto 1917 in seinem Buch «Das Heilige» vorgestellt hat.

«Etwas als ‚heilig‘ erkennen und anerkennen», stellt Otto fest, «ist in erster Linie eine eigentümliche Bewertung, die so nur auf religiösem Gebiete vorkommt. Sie greift zwar alsbald auf anderes, z. B. auf die Ethik — im Blick auf Pestalozzi müssten wir sagen: insbesondere auf die Sozialethik, aber auch auf die Pädagogik — über, aber sie entspringt nicht selber aus anderem. Sie hat als solche ein völlig artbesonderes Moment in sich, das sich dem Rationalen entzieht und das ein «Unaussprechliches», ein «ineffabile» ist, sofern es begrifflicher Erfassung völlig unzulänglich ist.»

Heute noch weigert sich die katholische Kirche entschiedenste, die Frau zum Priesteramt zuzulassen, unter Berufung auf den Hohenpriester Christus, «der doch ein Mann war», und duldet damit an den Schlüsselstellungen der Kirche trotz dem weiten Raum, den sie der Verehrung der Gottesmutter einräumt, keinen weiteren Einbruch in den Herrschaftsbereich des patriarchalischen Prinzips. Es ist in seiner Ausschliesslichkeit bereits angelegt in der alttestamentlichen Vorstellung von Gott als dem Schöpfer der Welt und dem Herrn der Geschichte und in Jesu Anrufung Gottes als Vater.

Das mythische Bild der «grossen Mutter»

Religionsgeschichtlich höchst bedeutsam ist es darum, dass am Beginn der Neuzeit und deren Wende zum Materialismus Pestalozzis Inthronisation der «magna mater» steht. «Dieses Bild der grossen Mutter, die über der Erde brütet», so heisst es in Lienhard und Gertrud, «ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.» Die Mutter wird in Analogie gesehen zur Sonne: «Wie die Mutter, so gehet die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohr hört ihren Laut nicht. Aber bei ihrem Untergang weisst du, dass sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind.»

Wohl kennt Pestalozzi neben der Kraft, die von der Mutter ausgeht, auch die «Vaterkraft». Er hat ihr in Arner ein Denkmal gesetzt. Aber Arner nimmt sich das Walten Gertruds zum Leitbild, *ihr* Haus ist die geistig-seelische Mitte des Dorfes. Pestalozzis eigene Liebe zum Kind trägt vorwiegend mütterliche Züge; wie schmerzlich war es für ihn, dass er seinem eigenen Sohn kein gültiger Vater sein konnte.

Drei Aspekte des Heiligen

«Heilig», stammverwandt mit «heil», meint soviel wie «unversehrt», «ganzheitlich». Genau so hat Pestalozzi die Wohnstube gesehen. Worin aber, so fragen wir weiter, äussert sich für Pestalozzi diese Ganzheitlichkeit? Drei Aspekte wären zu nennen:

1.

Die Ganzheit des Menschen

Nach Pestalozzis Auffassung vom Menschen ist dessen Einheit gefährdet durch die Gegensätzlichkeit unserer «tierischen» und «göttlichen» Natur. Es sind dies zwei antithetische Weisen, wie wir in der Welt sind, so wie es schon Paulus und in seiner Gefolgschaft die Reformatoren gelehrt haben. Statt von tierischer und göttlicher Natur spricht Pestalozzi darum auch von Fleisch und Geist oder von Selbstsorge und Liebe. Nach der einen Natur geht es uns um Selbstbehauptung, um Macht, Geltung, Rang und Genuss, nach der andern um Hingabe und Dienst am Nächsten in der Wirheit der Liebe.

Die Einheit von göttlicher und tierischer Natur

Das Einzigartige der Mutterliebe liegt nun für Pestalozzi darin, dass in ihr tierische und göttliche Natur zusammenfallen. Mit jedem Muttertier hat die menschliche Mutter den Instinkt gemeinsam, ihr Kind zu nähren und zu beschützen, wobei es die Natur wunderbarerweise so gefügt hat, dass der menschliche Säugling, wenn er zur Welt kommt, in einem viel umfassenderen Sinn auf die mütterliche Fürsorge angewiesen ist als das Tierjunge. Hier erkennt Pestalozzi Zusammenhänge, die in unserem Jahrhundert Adolf Portmann mit seinem Hinweis auf die extrauterine Entwicklungsphase des Menschen biologisch begründet hat. Im Schutz dieser Fürsorge kann sich im Säugling seine Menschlichkeit entfalten, die «höhere», «göttliche» Natur, die dem Tier vorenthalten ist. So sind die ersten Aeusserungen des Säuglings nicht Aeusserungen «tierischen Kraftsinns»; im Gegenteil, schreibt Pestalozzi in der Altersschrift «An die Unschuld...» (Guyer, «Pestalozzi aktueller denn je», S. 20) «Das erste Zeichen des innern Lebens des Kindes ist sein himmlisches Lächeln; es ist die erste Regung eines über allem Tiersinn erhabenen und ihm ganz entgegenstehenden menschlichen Sinns, es ist der Ausdruck des Frohsinns, der inneren Befriedigung, der menschlichen Erheiterung des Gemüts durch den Genuss der menschlichen Sorgfalt und Liebe. Die Liebe des Säuglings auf dem Schoosse der Mutter ist eine vollkommene Liebe, wie sollte sie es nicht sein? Er lebt in ihr, er lebt durch sie, sie ist ihm über alles. Seine Liebe ist Glaube, sie ist erheiternder, sie ist befriedigender Glaube an ihre Vorsorge. Durch diesen Glauben hebt sich im Kinde das Gefühl seiner Unbehilflichkeit von selbst auf; die Kraft der Mutter ist seine Kraft; es weiss nicht, dass es keine eigene hat, und ahnt nicht, dass es einer bedürfe; es lebt in seiner Unbehilflichkeit in Glauben und Liebe und kennt kein Bedürfnis der Kraft, keine

Gierigkeit, kein Streben nach einer solchen. So gross ist der Unterschied in der Richtung der Triebe zwischen dem menschlichen Säugling und dem tierischen.»

Im Tun der Mutter, in der Dankbarkeit und Gegenliebe, die sie im Kind erweckt, äussert sich nicht einfach «tierisches Wohlwollen»; es erwachen in Mutter und Kind vielmehr die sittlichen Kräfte, es erwacht die göttliche Natur, in der der Mensch zu sich selbst kommt, indem er sich zugleich selbst verleugnet, in der er frei wird von seiner Gebundenheit an seine Instinke und Triebe und emporgehoben wird in Glauben und Liebe, in jene Wirheit von Ich und Du, in der das ewige Du Gottes immer schon miterschlossen ist.

Die Einheit von Herz, Kopf und Hand

Neben der Zweiheit von tierischer und göttlicher Natur, die im Bannkreis der Mutterliebe zur Einheit des vollen Menschseins emporgehoben wird, unterscheidet Pestalozzi noch jene ebenfalls auf Paulus und Luther zurückweisende Dreiheit von Herz, Kopf und Hand, der die Dreiheit von Fühlen, Denken und Handeln, bzw. Wollen, Wissen, Können entspricht.

Auch diese Spaltung des Menschseins in spezifische Verhaltensweisen, die alle, wenn sie sich als einseitige Vermögen absondern, das innere Gleichgewicht des Menschen zerstören, auch diese Spaltung hebt sich auf im Bannkreis der Wohnstube. In der tätigen Liebe, im liebenden Tun sind Kopf, Herz und Hand vereint; ich fühle, denke, handle in einem. Es ist ein Hauptvorwurf Pestalozzis an die zeitgenössische Schule, dass sie mit ihrem Lehr- und Lernbetrieb, der die Hand weitgehend stilllegt und das Denken aus allen personalen Bindungen und damit von seiner affektiven Grundlage löst, diese naturgegebene und von der Menschennatur auch geforderte Einheit zerstört.

Gegenüber solcher Desintegration erweist sich das «Heiligtum der Wohnstube» als ein Ort der Reintegration, der «Umstimmung» oder, wie Pestalozzi, wohl nach pietistischer Tradition, es auch nennt, der «Wiedergeburt». Er hat sie in «Lienhard und Gertrud» in verschiedenen Abwandlungen dargestellt, so etwa in der Umkehr des verhärteten Vogtes Hummel, er hat sie an sich selbst erlebt, am mächtigsten und nachhaltigsten im Kreis der Stanser Waisenkinder und immer wieder neu in jeder liebenden Begegnung mit dem Kind: «Wenn ich mitten in der tiefsten Wut über meine Umgebung ein Kind auf der Strasse fand und auf meinen Schoss setzte und das Auge seines innern Himmels meinen starren Blick auch nur leicht berührte, so lächelte mein Auge wie das Auge des Kindes, und ich vergass Himmel und Erde, ich möchte sagen, ich vergass Gottes und der Menschen Gerechtigkeit und lebte in der Wonne der Menschennatur und ihrer heiligen Unschuld, indem ich mich im Kind, das auf meinem Schoss war, eigentlich verlor oder vielmehr wiederfand; ich freute mich wieder mit inniger Rührung über mein Dasein mit der heiligen Freude, die das Dasein des Kindes,

das auf meinem Schoss sass, in meine verödete Seele hineinlegte.»

2.

Die Einheit von Mensch und Welt

Das Heiligtum der Wohnstube ist aber nicht nur die Stätte der Integration des Menschen, der «Wiederherstellung» seiner Einheit; sie gewährleistet auch die *Einheit von Mensch und Welt*. Wenn uns Um- und Mitwelt zunächst als das «Nicht-Ich», als das Fremde entgentreten und wir mit «Furcht und Misstrauen» darauf reagieren, so schafft die Mutter durch ihre Liebe einen Bannkreis, innerhalb dessen das Kind alle Dinge und Lebewesen in seinem Einssein mit der Mutter als auch sein Eigen, als Heimat empfindet.

Was die Mutter liebend umhegt, genießt auch das Vertrauen des Kindes; sie wird, wie Pestalozzi es nennt, zur «Mittlerin zwischen Natur und Kind», «zwischen Welt und Kind». Diesen neuen, von der Mutterliebe erschlossenen und fundierten Bezug meint Pestalozzi, wenn er von «Anschauung» spricht. Anschauung bedient sich zwar der fünf Sinne, zeigt mir aber doch die Welt nicht in ihrer Vorhandenheit und Gegenständlichkeit, sondern in ihrer Bewandnis für mein Sein in der Liebe als das Zuhandene meiner liebenden Fürsorge.

Das Wunder der Sprache

An diesen lebendigen, wir würden heute sagen «existentiellen», Bezug des Kindes zu den Dingen seiner Umgebung soll sich nach Pestalozzi die Sprache anknüpfen. Der Begriff soll nicht, wie wir das vom wissenschaftlichen Denken her gewohnt sind, das Ding in einen systematischen Zusammenhang von Ober- und Unterbegriffen einordnen, sondern den affektbestimmten Erlebnisgehalt fixieren, den das einzelne Kind in seiner jeweiligen «Individuallage» mit der Sache durch ihre jeweilige Erschlossenheit in der Liebe verbindet.

Pestalozzi hat unendlich gerungen, uns diese seine Methode klar darzustellen. Sie ist dann durch seine Mitarbeiter durch Systematisierung und Dogmatisierung so ziemlich ins Gegenteil verkehrt worden in einem unseligen, aber offensichtlich unaufhaltsamen Prozess, wie wir ihn aus der Institutionalisierung auch anderer Heilslehren, nicht zuletzt der christlichen Botschaft kennen. In seiner Abhandlung «Ueber den Sinn des Gehörs in Hinsicht auf Menschenbildung durch Ton und Sprache» — sie soll in der Burgdorferzeit 1803 auf 1804 entstanden sein — exemplifiziert Pestalozzi in seiner eigenen Sprache am Beispiel des Baumes, wie solcher Anschauungsunterricht von statten zu gehen hätte.

«Mutter! schon in der Unmündigkeit, wo der Kreis, der deinem Kind vor den Sinnen steht, ihm nur eins, nur ein ungetrenntes Ganzes ist, schon von dem Augenblick sollst du mitwirken, dieser tierischen und zugleich erfahrungslosen Unmündigkeit und Ansicht

des Ganzen so früh als möglich ein End zu machen. Lass es nicht dem blossen Zufall über, und wenn ihm etwa ein Baum vor die Augen komme und was es aus sich selbst am Baum bemerke, zeig ihm den Baum und alle Teile, die du an ihm kennst, zeig ihm seinen Stamm, seine Aeste, seine Zweige, seine Blüte, seine Früchte, das Aeussere und Innere seines Holzes bis auf das Mark. Mutter, wenn du mit ihm unter der Sonnenhitz unter dem Baum stehst, so sage ihm, dass er dich jetzo beschatte, lehre ihn das Wort «beschattet sein» in dem Augenblick aussprechen, wenn es wirklich beschattet ist, lehre es das Wort «vor dem Regen geschützt zu sein» eben in dem Augenblick aussprechen, wo es wirklich von dem Baum vor dem Regen geschützt. Lehre es aussprechen, der Apfel, die Birne sei gut, wenn es sie eben isst. Leg den Gedanken, die Früchte des Baums erquickten seine Seele, eben wenn es die Frucht des Baumes genießt, wirf den Gedanken, die Frucht des Baums ist des Menschen Speise, leg den Gedanken, beides, der Mensch und der Apfel ist gemacht, dass der letztere eine ihn erquickende Speise sein kann, in seine Seele, eben weil der Apfel ihm eine erquickende Speise ist. Und dann hebe dein Kind, eben weil es die Erquickung der Frucht des Baums genießt, zu dem empor, der, ehe der Baum, zu ihm sagte: «Werde», und sag ihm: «Er ist mein Vater, er ist dein Vater». Mutter, also lehr dein Kind reden, also hebe es durch deine Menschlichkeit zu jeder Menschlichkeit, zu jeder Ansicht der Welt und zum Schöpfer der Welt und zu deinem und zu seinem Vater empor.»

Die Wahrheit der Liebe

Diese Methode der Veranschaulichung und Nennung der Dinge auf dem Grunde liebender Wirheit hat weittragende Konsequenzen: Der Blick auf das Ganze des Kosmos, den uns die Griechen freigelegt haben, schrumpft bei Pestalozzi auf die «nahen Kreise» zusammen, die von der Wirheit der Liebe in der jeweiligen Individuallage des Kindes noch durchwirkt werden können. Was nicht mehr im Bereich des liebenden Tuns liegt, ist totes Wissen, reisst das Kind weg von der lebendigen Mitte seines Daseins hinaus in das grenzenlose Meer blossen «Wortwissens» und des entsprechenden «Maulbrauchens». So heisst es schon in der «Abendstunde»: In ferne Weite waltet die irrende Menschheit». Zu dieser irrenden Menschheit gehören nach Pestalozzi die Opfer unseres wissenschaftlichen Lehr- und Lernbetriebs, «die in Bürgerschulen ganze Systeme der Naturgeschichte auswendig lernen und die nächsten Pflanzen, Steine und Tiere, die vor ihrer Haustüre liegen, wachsen und leben, so wenig kennen, dass sie mit keiner Gartenmagd, mit keinem Kalkbrennerjungen und mit keinem Bauernknecht (es) aufnehmen dürfen, über den Zustand eines Gartenbeets, eines Viehstands oder eines gemischten Steinhaufens einzutreten.

Georg Kerschensteiners Prinzip der Arbeitsschule kommt wohl Pestalozzis Wohnstubenerziehung am nächsten, diese aber lässt sich heute umso schwerer realisieren, als die Familie höchstens noch in bäuerli-

chen Verhältnissen Arbeitsgemeinschaft ist. Darum legte Pestalozzi so grosses Gewicht auf die Heimarbeit. Sie war ihm da, wo der Bauernbetrieb die Familie nicht mehr zusammen hielt, die relativ günstigste Voraussetzung für sein Postulat des Anschauungsunterrichtes, wobei sie allerdings nur solange menschenbildenden Wert hat, als sie nicht nur um der Behebung materieller Not willen getan wird, vielmehr als Ausfluss gegenseitiger Hilfsbereitschaft im Dienst der Liebe steht. Dann aber — und das ist, was die Methode sicher stellen will — bewährt sich die Dreieinigkeit von Kopf, Herz und Hand auch als Prinzip der Elementarbildung: Alles Denken und Reden gründet im Handeln und Tun, alles Handeln und Tun seinerseits in der Liebe.

Wir schätzen uns glücklich, dass sich an unsere Gruppenhäuser die Küche, der Garten, die Ponywiese, die Kaninchenställe und schliesslich der Landwirtschaftsbetrieb unmittelbar angliedern, dass hier also die «nahen Kreise» Pestalozzis konkrete Gestalt annehmen und damit für unsere Kinder etwas von Pestalozzischer «Anschauung» als tätig entdecken, dem, von Vertrauen geleitetem Umgang mit den Dingen ihres Alltags wirksam wird.

3.

Die Gegenwart Gottes

Die Wohnstube gewährleistet nicht nur die Integration des Menschen in seiner Zweiheit von göttlicher und tierischer Natur, in seiner Dreiheit von Kopf, Herz und Hand; sie schafft nicht nur Heimat, wo Weltfremde war, indem sie in der Anschauung die Dinge dem Kinde vertraut werden lässt; sie sichert noch ein Höchstes und Letztes: die Gegenwart Gottes; nicht im Sakrament, wie in der katholischen Kirche, nicht im Wort, wie in der protestantischen Verkündigung, sondern als der eine Brennpunkt jener ellipsenartigen Wirheit der Liebe, in deren anderem Brennpunkt die gläubige Mutter steht. Das «Naturverhältnis», das «zwischen dem Unmündigen und seiner Mutter statthat», erzeugt «eine Gemütsstimmung», «die mit derjenigen, auf welcher unsere Anhänglichkeit an den Urheber unseres Wesens ruht, die gleiche ist», denn das Kind «umfasst die Welt und die Mutter mit einem und ebendemselben Gefühl.»

Nicht nur Kant, auch Pestalozzi, sein Zeitgenosse, vollzieht eine kopernikanische Wendung. Die Gottesliebe begründet nicht mehr die Menschenliebe, sondern umgekehrt: Die Liebe zum Du des Mitmenschen erschliesst mir das ewige Du Gottes; im Bruder ist der Vater mit gegenwärtig, in der Mutter Gott, als der Vater unser aller.

«Mutter, Mutter,» ruft Pestalozzi in seinen Briefen an Gessner aus, «Du zeigtest mir Gott in deinen Befehlen, und ich fand ihn in meinem Gehorsam.» Aber nicht nur in den Befehlen der Mutter, sofern sie sich ihrerseits Gott unterstellt, ist Gott gegenwärtig, sondern in allen Dingen, die sie dem Kinde zeigt; wir haben es in jenem Passus über die Anschauung des

Baumes bereits angedeutet gefunden. Pestalozzi fühlte sich übrigens in seiner religionspädagogischen Methode durch Jesus durchaus bestätigt; auch bei ihm glaubte er feststellen zu können, dass er nicht durch Wortverkündigung, sondern durch die Mächtigkeit seiner Liebe die Menschen für Gott gewonnen habe. «Jesus Christus», lesen wir in der Spätschrift «An die Unschuld...», «hat die Menschen für (seinen) höheren Standpunkt nicht unterrichtet; er hat sie dafür ergriffen, nicht durch Erklärungen über seine Natur, seine Mittel und seine Folgen, sondern durch die Anschauung seiner selbst, seines hohen Sinnes und seiner Hingebung für seine Brüder. Er hat sie durch den Glauben an ihn und an seinen höheren Sinn, er hat sie durch alles, was er vor ihnen tat, von ihnen forderte und ihnen zeigte und offenbarte, eigentlich über das Leben im Irdischen erhoben und ins Leben des Göttlichen versetzt, wodurch denn alle ihre Umgebungen, die ganze Menschheit und die ganze Natur in ihnen eine andere Gestalt gewonnen hat.»

Nicht am Wort, auch nicht am Wort der Bibel, entzündet sich nach Pestalozzi der Glaube, sondern er ist die Frucht des «Kindersinns», den die Liebe im Menschen erweckt und der ihm die Vaterschaft Gottes erschliesst. Das war Pestalozzis grösster Triumph: «Es ist nicht möglich, das Band der Gefühle, auf denen die wahre Verehrung Gottes beruht, enger zu knüpfen, als es durch das Wesen meiner Methode geknüpft ist. Durch sie habe ich die Gottesverehrung mit der Menschennatur vereinigt.»

II

Wie stellen wir uns heute, vorab vom Standpunkt der Heimerziehung, zu dieser Vision Pestalozzis? Ihre Ausstrahlungskraft zu Lebzeiten des Propheten und in den 150 Jahren seit seinem Tod ist mächtig, und auch die Gründer unserer Stiftung stellten sich in seine Nachfolge, indem sie die Pestalozzistiftung nannten.

Was kann mit dieser Nachfolge konkret gemeint sein?

Menschlichkeit als Liebe

Sicher einmal das spezifische Pestalozzische Bild vom Menschen, dessen Menschlichkeit nicht im Denken, nicht in seiner Vernunft, sondern in der Liebe erkannt wird. Für Pestalozzi und für uns alle, die wir mit diesem Heim verbunden sind, ist der Mensch nicht in erster Linie animal rationale; über seine Tierheit hebt ihn nicht die Vernunft, sondern seine Liebe empor; nicht der Kopf, sondern das Herz ist die Mitte unseres Menschseins. Sich in der Liebe als Bruder des Nächsten und damit zugleich als Kind des ewigen Vaters zu wissen, das gewährleistet jene innere Befriedigung des *cor inquietum*, das wir schon von Augustin her kennen, jene «Beruhigung des Gemütes», wie Pestalozzi formuliert, weckt aber auch jene sittlichen Kräfte, mit denen wir über unsere Triebhaftigkeit, über unsere Selbstsucht,

unsere Trägheit und Stumpfheit Herr zu werden hoffen.

Das kann uns Kraft geben im Dienst an Kindern, die, sollen sie ganze Menschen werden, gerade auf diese Segenskräfte der Pestalozzischen Wohnstube besonders angewiesen sind. Auch die Wege, die er uns zur sittlichen und religiösen Erziehung weist, haben etwas ungemein Einleuchtendes und heute noch Verbindliches. Da können wir mit Walter Guyers neuestem Buchtitel bekennen: «Pestalozzi aktueller denn je»; denn wir wissen heute besser als er selber Bescheid um die Prägekraft der frühkindlichen Phase und der in ihr wirksamen Wohnstubenerziehung.

Die «heilige Armut»

Schon schwerer fällt es uns, Pestalozzi Gefolgschaft zu leisten, wenn er in bezug auf den Umgang mit den Dingen der Welt die Folgerungen aus seiner Idee der Elementarbildung zieht. Es geht ihm z. B. in keiner Weise um die uns verpflichtende Chancengleichheit im Kampf um Bildungsgüter, soziale Höherstellung und materiellen Wohlstand; im Gegenteil, für Pestalozzi ist es wie für Jesus der Arme, auf dem die eigentliche Verheissung liegt, einfach darum, weil dieser der Welt weniger verfallen und darum durch deren Eigengesetzlichkeit weniger gebunden ist. Das gilt allerdings nur für jenen Armen, an den sich Pestalozzi wendet, der, weil es ihm nicht um Macht und Besitz, sondern um die Liebe geht, wie die wahre Mutter «die Dinge dieser Welt nützt, als nützte er sie nicht», womit seine Armut, wie Pestalozzi sagt, zur «heiligen Armut» wird. Diesem heiligen Armen hat seine Liebe, seine Opferbereitschaft gegolten; für ihn hat er mit seiner Elementarbildung die Mittel zu finden gehofft, die, wie er sagt, «auf das reale Heil, auf die realen Segens- und Lebensgeniessungen» — und dies sind für Pestalozzi gerade nicht die materiellen! — «entscheidenden Einfluss haben sollten.»

Das Heiligtum der Wohnstube als Utopie

In dieser Ausrichtung seiner Sozialpädagogik, seiner Elementarbildung auf den Mittellosen und Benachteiligten, welche seine Gefolgschaft gegenüber Jesus wohl am entschiedensten kundtut, ist Pestalozzi schon zu seinen Lebzeiten nicht verstanden worden. Wenn wir uns in unserer reichen, mit allen denkbaren Schulungs- und Erziehungsmitteln wohl-dotierten Stiftung umsehen, dann wird deutlich, dass auch wir in unserem Heim noch ganz andere Kräfte am Werk wissen als die, mit denen Pestalozzi in seinem Heiligtum der Wohnstube gerechnet hat.

Spätestens hier muss der letztlich utopische Charakter von Pestalozzis «Menschenbildung» erkannt und eingestanden werden. Pestalozzi wusste selbst darum, gesteht er doch, fast einundsiebzigjährig, am Neujahrstag 1917, seinen Zöglingen in Yverdon:

«Ich frage mich, was war denn eigentlich das Ziel meines Lebens, was regte mein Inneres so mächtig an, dass ich keine Ruhe fand in mir selbst, als in die-

sem Streben? Und mein Inneres sagt mir, es war nichts anderes als das leidenschaftliche Bedürfnis, durch die Erziehung das Erliegen unseres Geschlechts unter die sinnliche und tierische Natur zu verhüten, und diesselbe über die sinnliche Ansicht dieser Welt zu einer göttlichen Ansicht unseres Wesens zu erheben. — Aber indem ich mir diese Aufgabe, so wie sie gleichsam als ein Traum in mir liegt und mich also mächtig ergreift, zum klaren Bewusstsein bringe, da erwache ich in mir selber, und ich frage mich: Wer bist du, der du dich unterfängst, Hand an die Auflösung dieser Frage zu legen? — Und ich fühle mich wie ein Kind, das den schönen Himmel im Glanz seines Tages und in der Zierde seiner Nächte sieht und glaubt, es könnte die Sonne auf seinem Kopfe tragen, den Mond mit den Händen an beiden Hörnern anfassen und sein Haupt mit glänzenden Sternen wie mit einem Kranz von Tulpen und Rosen schmücken. — Wenn eine Fliege den Faden eines Spinnengewebes durchbrochen und nun glaubt, kein Berg stehe ihr mehr im Wege, um auf der ganzen Erde zu erscheinen, wo immer sie gelüftet, so verirrt sie, wie ich fühlte, dass ich verirren würde, wenn ich mich der Aufgabe, die ich träumend als die Aufgabe meines Lebens ansah, gewachsen glaubte. Aber wie ist er denn in meine Seele gekommen, dieser Traum, der Kräfte voraussetzt, die kein Verhältnis zu denen haben, die ich besitze? Freunde, Brüder, er ist aus einer Liebe entsprungen, die, unreif in sich selbst, doch alles hoffte, alles glaubte, was sie wünschte, dafür freilich auch alles duldete, was sie musste. Er ist aus einer Liebe entsprungen, die blind war in sich selbst und darum auch die Welt, wie sie von Gottes wegen vor ihr steht, nicht in ihrer Wahrheit zu erkennen vermochte und dann anstieß an die Welt, die sie nicht kannte, und an Umgebungen, an denen sie sich irrte. Freunde, Brüder! Darum ist's mir immer gewisser, dass dadurch meine Zwecke jahrelang stillstanden; darum verwirrten sie sich immer mehr, darum wird jedes neue Jahr so oft für mich nur eine blosser Fortsetzung des alten und nie, nie die kraftvolle Erneuerung meiner selbst und die reine Rückkehr meines Wesens zu der ungetrübten Liebe, von der meine Zwecke ausgegangen. — Diese Rückkehr allein vermöchte es, mich meinem Lebenszweck wiederzugeben, in aller Wahrheit meiner selbst; sie allein vermöchte es, mich dahin zu erheben, meinen Zweck ganz in den Schranken meiner Pflicht ins Auge zu fassen und denselben ausser diesen Schranken als mich nichts angehend, als die Sache Gottes anzusehen, die nicht mein ist, und indem ich das wenige Meinige treu besorge, dahin zu kommen, auch zu der Sache Gottes mein Scherflein beizutragen in aller Schwäche und Ohnmacht meines nichtigen Seins.»

Wir können nur Zeichen setzen

Pestalozzis Vision des Heiligtums der Wohnstube, wollten wir unsere Heimerzieher darauf festlegen, wir würden sie masslos überfordern. Es wäre, als ob wir das Reich Gottes in unsern Gruppenhäusern einfangen wollten, wo wir doch immer nur Zeichen setzen können.

Wir stossen hier auf eine Notlage Pestalozzis, die er teilt mit dem Menschen der Neuzeit schlechthin, dem Menschen, der nur noch in den Dimensionen des Diesseits lebt und denkt, und der doch — weil er eben Mensch und darum Bürger zweier Welten ist — die Ausrichtung auf ein Unbedingtes, Absolutes nicht lassen kann. Er hat zwar die echte Transzendenz verloren; das Gottesreich mit seinen Verheissungen liegt für ihn nicht mehr im Horizont des Glaubens, der Hoffnung und der «Enderwartung», sondern die Welt selbst muss die Erfüllung gewähren, sie muss darauf hin radikal verändert, der Mensch muss radikal umerzogen, mit Pestalozzi gesprochen: «Die Quellen des Uebels müssen gestopft werden». «Die Heiligung unserer physischen Existenz», die «Umschaffung des Seelenzustandes», die «Umstimmung des Menschennatur» wird dem Menschen überbunden; auch Pestalozzis Idee der Elementarbildung steht im bedrohlichen Zeichen des Anspruchs auf universale «Machbarkeit».

Die Eigenständigkeit der Schule

Noch ein anderer Beweggrund distanziert uns von Pestalozzi; es ist der Auftrag unserer *Schule*. Die Schule ist nicht einfach erweiterte Wohnstube, erweiterte familiäre Liebesgemeinschaft; sie steht nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, im Zeichen der tätigen Liebe, sie steht vielmehr im Zeichen der Wahrheit, nicht der existenziellen Wahrheit, die Jesus anvisiert, wenn er bei Joh. 14, 6 spricht: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben», sondern der Wahrheit, wie sie die Griechen als «Seinswahrheit» geschaut haben und in deren Dienst sich die abendländische und heute weltweite Wissenschaft je schon immer verstanden hat. Hier begreift sich der Mensch nicht als Mittel des Heilsgeschehens, sondern als Teil eines umfassenden Kosmos, der Ursprung, Sinn und Würde in sich selber trägt, der den denkenden Menschen fasziniert durch die ungeheure Weite und Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen und durch die Komplexität seiner Ordnungen.

Auch diese Wahrheit ist «Anschauung», aber nicht als Zuhandenheit im Vollzug tätiger Liebe, sondern als «Vorhandenheit», als Gegenstand nicht der tätigen, sondern der schauenden Liebe.

Es gibt neben dem Opfergang der Agape auch das Staunen des Eros. Welcher Lehrer wüsste nicht um diese Erfüllung, wüsste sich nicht Goethes Lynkeus verbunden, wenn dieser singt:

Zum Sehen geboren,
zum Schauen bestellt,
dem Turme geschworen,
gefällt mir die Welt.
Ich blick in die Ferne,
ich seh in der Näh,
den Mond und die Sterne,
den Wald und das Reh.
So seh ich in allen
die ewige Zier,
und wie mir's gefallen,
gefall ich auch mir.

Nun weiss der Lehrer, der sich an unserer Stiftung in Dienst nehmen lässt, sicher bald, dass er nicht in solch weit umschauendem Turme verharren kann, dass auch er, — wie seinerzeit Pestalozzi, als er von den Höhen des Gurnigel niederstieg in die Niederungen der Burgdorfer Hintersässenschule — jeden Morgen neu niedersteigen muss zu seinen Buben, die sicher mehr nach seiner Liebe als nach seiner Wahrheit verlangen. Gleichwohl; er weiss um seinen andern Auftrag, den Kindern — und auch unseren Kindern — die Welt nahe zu bringen in deren Eigenständigkeit, in deren Fülle, derem Glanz und derem Elend. Er weiss, dass ein wesentlicher Teil der Welt, in der wir leben — vor allem deren geschichtliche Dimension! — nur im Medium der Sprache gegenwärtig ist, — was Pestalozzi allerdings auch wusste, aber nie ernst nahm — er pflegt darum das Wort und vertraut ihm als dem Mittler zwischen den fernem und nahen Dingen einerseits und unserem Denken unserer Vorstellung andererseits.

Schon das Kleinkind durchbricht den Bannkreis der Mutterliebe und greift, wo es hinlangen mag, nach Gebotem und Verbotenem; so erfreut sich der Heranwachsende der Sprache und ihrer Begriffe, mit denen er bis ans Ende der Welt und darüber hinaus nach dem noch Unentdeckten, immer wieder neu zu Entdeckenden greift, denn nicht vom Schall her, wie Pestalozzi meinte, muss die Sprache verstanden werden, sondern von ihrer Begrifflichkeit, ihrem Sinngehalt her.

Es hat mir immer sehr eingeleuchtet, dass unsere Stiftung sich zu beidem bekennt: zur Wohnstube nach dem utopischen Leitbild von Pestalozzis Heiligtum, zur Schule, wie sie die Griechen als «*schole*», als eine Stätte der Musse, geschaffen haben.

Die Heimschule im Spannungsfeld

Indem unsere Buben jeden Tag zweimal den Gang vom Wohnhaus zur Schule und wieder zurück tun, schreiten sie immer von neuem das Spannungsfeld ab, das zwischen der Gemeinschaft des Heims und den Ordnungen des Lehrens und Lernens besteht. Geht es am einen Ort um das Niedersteigen zu den Nöten und Sorgen jedes einzelnen im Zeichen der mütterlichen Liebe, so geht es am andern Ort um die von Platon im Höhlengleichnis gewiesene Befreiung aus der Zufälligkeit unserer «*Individuallage*» und um den Aufstieg ins Reich der vom väterlichen Geist erleuchteten Wesenheiten.

Mögen unserer Heimleitung und all unseren Mitarbeitern der Mut, die Kraft und die Geduld geschenkt werden, diese Spannung weiterhin auszutragen, so dass sie ihnen, den Kindern und uns allen immerfort zum Segen werden kann.

Adresse des Verfassers:

Dr. W. Bachmann-Hasler, Germaniastrasse 56, 8006 Zürich

Die Welt ist nur nach vorwärts interessant.
Teilhard de Chardin